

NAGEL & KIMCHE

Kuhschweizer und Sauschwaben

Schweizer, Deutsche und ihre Hassliebe

Illustriert von Nico

Herausgegeben von Jürg Altwegg, Roger de Weck

ISBN-10: 3-312-00315-6

ISBN-13: 978-3-312-00315-0

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.nagel-kimche.ch/978-3-312-00315-0>
sowie im Buchhandel

Wer mit bereits ausgewachsenem deutschem Mundwerk in die Schweiz einwandert, wird nur im Ausnahmefall den hiesigen Dialekt akzentfrei lernen. Denn man kann ihn nur mündlich, also im Umgang mit Leuten lernen, die selber Mundart sprechen, und zwar möglichst ein- und dieselbe. Nichts verunsichert einen Neuling mehr als das Nebeneinander von Zürcher, Basler, Aargauer, Berner Dialektvarianten in derselben Runde. Zudem zerfällt noch jede Gruppe von Schweizer Erwachsenen, in der ein Deutscher versuchsweise Dialekt sprechend den Mund aufmacht, sofort in mehrere Parteien, die seinen Ausflug in die Mundart unablässig kommentieren. Einige werden ihn dezidiert begrüßen, einige ihn ebenso rundweg ablehnen, weil sie ihn unschön oder überflüssig finden, einige werden sich auf die Schippe genommen fühlen, einige pikiert sein über die Menge der unterlaufenden Fehler und der Rest wird aus demselben Grund in eine nicht enden wollende Heiterkeit ausbrechen.

Mit den Worten »Liebi Früünde vom Schuuspielhuus« soll der ehemalige Intendant des Zürcher Schauspielhauses Harry Buckwitz – ein Immigrant auch er, Gott hab ihn selig – einmal eine Veranstaltung der Gesellschaft »Freunde des Schauspielhauses« eröffnet haben. (Für deutsche Leser: nicht immer zieht der Dialekt die Vokale zusammen. Es heißt »Staubsuuger« und nicht »Stuubsuuger« und eben auch »Schauspielhuus«). Die Anekdote muss Jahrzehnte alt sein und ist doch eine unvergängliche Quelle für eidgenössisches Gelächter. Sie können es eben nicht können, diese Deutschen.

Warum kann man Schweizer Dialekt nicht mit einem fremden Akzent sprechen, wie jede andere europäische Sprache?– Das wäre ein Unding. Dialektgebrauch signalisiert den Gesprächspartnern: »Ich gehöre zu euch«. Ein Akzent beim Dialektgebrauch signalisiert aber zugleich das Gegenteil: »Ich gehöre nicht zu euch, tu aber so.« Ein Fall von Anbiederung. Oder eine Absurdität.

Gibt es Lebenssituationen, in denen du trotz allem Schweizer Mundart redest?

Ja. Mit kleinen Kindern am Sandkasten.

12

Bei einem Fest zum 25. Jahrestag unserer Einwanderung in die Schweiz traten unsere beiden der Schule schon fast entwachsenen Kinder überraschend als Schweizermacher auf. Zum Gaudium der Gäste zitierten sie ihre Eltern vor eine improvisierte Einbürgerungskommission, die unser Wissen in Schweizer Heimatund

Staatsbürgerkunde überprüfte. Ansteigender Schwierigkeitsgrad der Fragen. Von »Wie heißt Tell mit Vornamen?« und »Wann war der Rütlichschwur?« bis »Wie viele Kantone hat die Schweiz?« bis »Wie viele Gemeinden hat der Kanton Zürich?«

Auf die letzte Frage kannten einzig die beiden aus dem Iran stammenden, für eine Gebühr von nahezu fünfzigtausend Franken in einer Zürcher Seegemeinde unlängst eingebürgerten Gäste die richtige Antwort, nämlich 171. Wir schlugen uns mittelmäßig als Kandidaten für einen Schweizerpass. Für jede richtige Antwort erhielten wir eine auf ein Blatt Papier gemalte Scheibe Schwarzbrot, viel belächelter Sehnsuchtsartikel aller ausgewanderten Deutschen. Am Ende stand ein Quiz zum erwartbaren Benehmen von deutschen Immigranten in diversen Lebenslagen. Scherzfragen. Die Kinder schoben gleich selber die richtigen Antworten nach. Zum Beispiel: Was sagt ein ehemaliger Deutscher, wenn er auf einem Berggipfel eintrifft, wo schon ein paar Schweizer sitzen?

– Nichts. Er hat Angst, dass man ihn am Akzent erkennt.

Was würde er gern sagen, wenn er auf diesem Gipfel ankommt?

– Schönen guten Tach auch! Tolles Panorama hier, ne?

Vorgetragen wurden auch Auszüge aus einem frisch konzipierten »sprechenden« Deutsch-Zürideutschen Wörterbuch:

Hausaufgaben Uufzgi

Zwiebel Bölle

schön soo geil, hee ...

Butter Anke

Wäscheleine Wöschhänki

wunderbar soo geil, hee ...

riechen schmöcke

schmecken schmöcke

sehr angenehm soo geil, hee ...

Bürgersteig, Gehweg Trottwar

»Darüber mache ich mir »Schiist mi aa, hee ...«

Sorgen«

»Das finde ich äußerst nett« »Sch ja u huere

geil, hee ...«

»Ich hätte gerne ein Pfund »Was, das Züüg frissisch
du?«

Schwarzbrot«

13

Zwischen sprachlicher Kompetenz und schulischem Erfolg besteht ein ursächlicher Zusammenhang. Diese Binsenweisheit hat gerade die PISA-Studie bestätigt. In Basel wurde daraufhin das Projekt

»Standardsprache im Kindergarten« gestartet. In den

Versuch einbezogen sind vier Kindergartenklassen mit hohen

Anteilen fremdsprachiger Kinder. Die Kindergärtnerinnen sprechen

mit den Kindern ausschließlich Hochdeutsch, das in der

Übungsanlage als »Standardsprache« bezeichnet wird.

Als Vergleichsgruppen dienen zwei andere Kindergartenklassen, in

denen, wie in allen Schweizer Kindergärten üblich, ausschließlich

Mundart gesprochen wird.

Ergebnisse im ersten Versuchsjahr zeigen, dass die meisten in

Hochdeutsch unterrichteten Kindergartenkinder »unterwegs

sind zu einer reinen, unvermischten Standardsprache«. Im

Bericht darüber werden neben solchen Trends aber auch die in der

Schweiz über das Hochdeutsche umlaufenden Vorurteile wie unterm

Brennglas sichtbar: »Die Befürchtungen, dass die

Beziehungsarbeit mit den Kindern durch das Hochdeutsch erschwert

würde, hätten sich nicht bewahrheitet. Die Lehrpersonen fänden sich

mit der neuen Unterrichtssprache gut zurecht«, heißt es. Die

Kinder seien in diesem Alter »sehr begeisterungsfähig und

hätten keine negativen Gefühle der Standardsprache

gegenüber«. Und die Fremdsprachigen verstünden die

Standardsprache viel schneller und lernten sie daher auch schneller.

Die Deutschschweizer Eltern hätten eingesehen, »dass durch den frühen Gebrauch des Hochdeutschen die eigene, baslerische Identität ihrer Kinder nicht verloren gehe«. Wie viele Ängste. Bei schönem Wetter spielt die sechsjährige Andrea im Nachbargarten. Dabei tätschelt sie die Rinde eines Baums und striegelt sie mit einer Wurzelbürste. Ab und zu gibt sie dem Stamm einen freundschaftlichen Knuff, und ich höre, wie sie mit ihm spricht. Der Baum ist ein Pferd und Andrea redet mit ihm in akzentfreiem Hochdeutsch, ihrer Spielsprache, die sie vor dem Fernsehgerät lernt. Gleich wird sie sich auf einen der tief hängenden, dicken Äste schwingen und davonreiten.

14

»Das cha me nid mache«, sagt nach Auskunft der Neuen Zürcher Zeitung der Direktor von Alcosuisse, dem Profitcenter der Schweizerischen Alkoholverwaltung. Und er meint: etwas deutsch zu bezeichnen, das in der ganzen Schweiz Anklang finden soll. Die französische Schweiz schätze es nicht besonders, wenn etwas Nationales germanophon daherkomme, man rümpfe dort schnell die Nase über deutsche Begriffe in offiziellen Bezeichnungen. »Dann lieber noch Englisch, das ist neutral.« Auch die Bank heißt daher seit 1997 nicht mehr »Schweizerische Kreditanstalt«, sondern »Credit Suisse« (ohne Accent aigu), wobei man je ein englisches und ein französisches Element zusammenfügte.

Das ungeliebte Deutsch. Laut Statistik wird es von 64 Prozent der Schweizer Bevölkerung gesprochen, doch keiner mag es wirklich, alle weichen in ihre Mundarten aus, die als lebenswärmer, herzlicher, authentischer gelten. Aber nicht nur das Naserümpfen der Romands oder die vermutete Kälte des Deutschen drängen diese Sprache zurück. Sie hat auch innerhalb der EU größte Mühe, sich als internationale Sprache durchzusetzen. Ein erstes Handicap ist, dass der lateinische und damit weit herum verständliche Anteil im deutschen Wortschatz gering ist. Ein zweites, »dass diese Sprache – geschichtlich gesehen – nicht nur diejenige Luthers und Lessings war«, schreibt die Neue Zürcher Zeitung mit dem üblichen Understatement.

»Wir sagen es denen einfach nicht, dass du Deutsche bist. Du kommst aus Zürich, damit basta, und es stimmt ja auch«, sagte vor zwei Jahren eine amerikanische Freundin zu mir und zog mich mit sich fort. Wir hatten uns in einem Hotel in Krakau getroffen, und sie wollte mich zum festlichen Abendessen mit Veteranen der jüdisch-polnischen Befreiungsarmee mitnehmen. Die Männer hatten 1945 beim italienischen Kloster Monte Cassino mit hohen Verlusten gegen die zurückweichende deutsche Wehrmacht gekämpft. Ich ließ mich bereden.

Der deutsche Wunsch, nicht als Deutscher zu gelten, ja, sich selbst nicht als Deutschen, sondern als Europäer zu sehen, sei Symptom des Wunsches, der deutschen Verantwortungs- und Schuldgemeinschaft zu entkommen, schreibt Bernhard Schlink, Erfolgsschriftsteller und Professor für Staatsrecht an der Berliner Humboldt-Universität in seinem jüngsten Buch Vergangenheitsschuld und gegenwärtiges Recht. Und: Solange man die Solidarität mit einem schuldig gewordenen anderen nicht aufkündige, müsse man dessen Schuld sich selbst zurechnen lassen. Nur, wie kommt man heraus aus einer solchen Verstrickung? Wo doch sogar schon der Wunsch danach, weil das eine zu billige Lösung des Problems wäre, im Grund nicht akzeptabel ist.

15

»Solange du nicht die hiesige Mundart sprichst, wirst du immer das Gefühl haben, hier ein Fremdkörper zu sein. Auch eine Einbürgerung könnte daran nichts ändern. Am besten, du lernst, mit deinem Fremdheitsgefühl zu leben.«

Der das sagt, muss es wissen. Er hat – in Berlin geboren und aufgewachsen im deutschen Süden – in seinem dritten Lebensjahrzehnt den Zürcher Dialekt so gut gelernt, dass selbst empfindliche Schweizer Ohren ihn als Einheimischen empfinden. Unter den Deutschen in der Schweiz ist er damit eine der wenigen Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Fühlt nun wenigstens er sich hier zu Hause? Die Antwort kommt nach einigem Nachdenken: »Gerade so gut, wie man sich überhaupt irgendwo auf dieser Welt zu Hause fühlen kann.«